

Wahlkampf in Italien: Die Rechte verkauft sich besser

urchschlagende Tandem



Foto: Martina Villiger

locker hintanstellen. Mit dem antidemokratischen deutschen Staatsrechtler Carl Schmitt als juristischem Zeugen haben die Faschisten in der jüngeren Geschichte ihre Unrechtsstaaten immer mit «höherwertigen Prinzipien» gerechtfertigt – und Carl Schmitt ist auch für die heutigen italienischen Faschisten eine Referenz.

Das andere Phänomen, über das vor zwei Jahren Leute aus Politik und Wissenschaft heftig debattierten, die sogenannte Telekratie, scheint mittlerweile auch in den Gleichmut der Normalität hinüberzugleiten, obschon sich an der Sache wenig geändert hat. Und es ist auch nicht ausgeschlossen, dass die Telekratie à la italiana in anderen Ländern Schule macht, obschon etwa in den USA sich der Weg über die mehr oder weniger in der Bevölkerung verankerten Parteiapparate noch einmal als erfolgreicher erwiesen hat.

Warum funktioniert die Telekratie in Italien? Warum ist es in Italien möglich, dass ein Medienkonzern erfolgreich eine «Medien-Partei» ins Leben rufen kann? Oder funktioniert die Telekratie auch in Italien gar nicht so gut, wie es den Anschein hat?

Sicher ist, dass ein Medienkonzern gut geeignet ist, erfolgreich eine Partei aus dem Boden zu stampfen. Einerseits, weil er aufgrund der für ihn lebensnotwendigen Werbeakquisition über ein Instrument der landesweiten kapillaren Vernetzung verfügt, und weil er sich andererseits mit erfolgreichen Verkaufsmethoden an das gleiche Publikum wenden muss wie die Politik. Für das Fernsehen spricht in diesem Zusammenhang natürlich auch seine enorme Reichweite, mit der es gleichzeitig Millionen von Personen erreicht. Um diese heterogene Personenmenge (keine Masse) mit einer Botschaft zu erreichen, muss es den kleinsten gemeinsamen Nenner finden. Dieser kann nur allgemein und meist plakativ sein und muss sich gegenüber den zahlreich versendeten Botschaften klar als etwas Besonderes hervorheben. Im Vorteil befindet sich hierbei eine Ware (und ein Ware ist heute auch die Politik) mit Neuigkeitswert, die es erst mal sicherlich leichter hat, Aufmerksamkeit zu erregen, als eine schon eingeführte hergebrachte Ware.

«Agenda-setting» der Rechten

Es war also nicht verwunderlich, dass Berlusconi 1994 so grossen Anklang beim Fernseh- und Wählerpublikum fand; er verkörperte das Neue und wollte das Alte beseitigen, dessen die ItalienerInnen – mit gutem Grund – überdrüssig waren.

Wer verkauft was? Und wie viele ItalienerInnen sind am Kauf der Ware Politik überhaupt noch interessiert?

ALIENS SÜDEN UND BOSSIS INDEPENDENCE-SHOW

Wir werden nicht mit einer Lega Sud antworten

ht es nach Lega-Chef Umberto Bossi, ill der 15. September die Geburts- unde des neuen Staates Padanien im rden Italiens sein. Weg von Rom, weg m unterentwickelten Süden. Was nkt man dazu in Süditalien? Fragen Leoluca Orlando, den Bürgermeister n Palermo.

INTERVIEW: MARIA ROSELLI

WoZ: Wie beurteilen Sie das, was am 15. September in Norditalien geschehen soll?

Leoluca Orlando: Was Bossi jetzt macht, ist schlicht unakzeptabel. Es ist nicht so sehr die Idee der Sezession Italiens, die mich in Wut versetzt, als das egoistische Prinzip, das dahinter steckt. Als hätten die Reichen einfach ein Recht darauf, reich zu sein. Diese Botschaft ist verheerend. Der 15. September soll zum Tag des Egoismus und der Entsolidarisierung werden, wo sich Reich zu Reich gesellt, um sich vom ärmeren Süden abzuschotten.

Wie ernst ist die Frage der Sezession Italiens eigentlich zu nehmen?

Leider hat die Lega zur Zeit ein leichtes Spiel. Zum einen nützt sie die im Norden latente Angst vor dem Fremden. Der Süden erscheint den meisten Mitteleuropäern, nicht nur den Lombarden, als Bedrohung. Dazu kommt die Einsicht, dass nach der Wende



«DER SÜDEN IST ZU REIF, ALS DASS ER SICH AUF TROTZREAKTIONEN VERSTEIFEN KÖNNTE.» Markt in Neapel.

FOTO: MARTINA VILLIGER

mit einer Lega Sud auf die Lega Nord ant- Rom eine Lösung für unsere Probleme prä- Leute gegen uns, eine Heerschar arbeitsloser



In den Abruzzen,
Italien 1995

Foto: Martina Villiger

Europa. Lob, so die Autorin, gab es «aus dem einfachen Grund, weil das Gros der Filmkritiker eben männlich und mittleren Alters» sei, und unterstellt somit ihren männlichen Kollegen mittleren Alters unterschwellige pädophil-krankhafte Züge. Eine «pseudodokumentarische Vierundzwanzig-Stunden-Chronik» nennt sie das Werk weiter, welches wie jeder andere Film in unseren Kinos auch in erster Linie auf seiner Fiktionalität beruht.

In einem weiteren Abschnitt bekennt sie sich als Leinwandästhetin und verurteilt die «bediente und unerotische Weise», wie sich die Kids «abknutschen, abgrapschen und abküssen», so «dass man um das Liebesleben einer ganzen Generation» bange. Ihre Folgerung: «So etwas Widerliches darf nicht durchgehen.» Und nennt im letzten Abschnitt «den besten schwulen Filmmacher der USA», «einen der besten Filmmacher überhaupt», und «den allerschönsten, tieftraurigsten Film über die Jugend im allgemeinen und die schwulen im besonderen». Wenn das keine mystifizierenden Allgemeinplätze sind ...

Anstatt sich auf die filmischen Mittel von «Kids» zu beschränken, diese im Vergleich zu seinem Inhalt zu analysieren (nicht jedes Teleobjektiv ist a priori «feige-entrückend», und nicht jede Desorientierung auf der Raum-Zeit-Ebene «versaut» einem die Wahrnehmung), gelingt der Autorin ein bürgerlich-moralischer Rundumschlag, der erstaunlicherweise in einer Zeitung erscheint, die sich betont antibürgerlich gibt. Im wohlbehütetsten aller europäischen Länder von einer Authentizität des Filmes zu sprechen scheint mir weithergeholt; dieser Film mag nur bedingt auf die Situation der Jugendlichen hierzulande zutreffen. Vielleicht ist die Leere, die einem nach einem Kinobesuch so sauer auf den Magen stösst, auch Programm: So leer wie die Dialoge, so leer wie die Welt in dem Film. Und Caspers Worte das Fazit unserer Analysen: «What happened?!»

Die Kassierin trägt einen grauen Pullover und auf dem Kopf eine rote Nikolausmütze. «Ich trage heute eine Nikolausmütze», sagt sie fröhlich zu mir, «kann ich Ihnen helfen?» Die Teekanne ist aus Email gefertigt und kuhförmig, ihr Kopf dient als Ausguss. Sie kostet hundertneunundzwanzig Franken, während für die Tasse, welche die Form eines Kuheuters hat und auf rosaroten Zitzen steht, bloss deren acht verlangt werden. Ich bin hin- und hergerissen, zumal mich die als WC-Bürsten-Halter geformte, aufrecht sitzende Kuh mit grüner, schmetterlingsförmiger Porzellansonnenbrille zu neunundsechzig Franken auch patent dünkt. Oder

Kiste zurückfallen zu lassen. Also doch kein Computerspiel? Hä? – Hä? – Wenn wir schon da sind, musst du dich einfach entscheiden! Die Mutter stellt die Einkaufstüten auf den Boden, das Halstuch rutscht ihr von der Schulter. Sie bückt sich, langt nach dem Tuch und kommt mit rotem Kopf wieder hoch. Willst du ein Gesellschaftsspiel? – Ein Gesellschaftsspiel? – Nicht? Was willst du dann? Der Junge löst sich von der Kiste mit den Computerspielen, er steuert nun auf das Regal «Gesellschaftsspiele» zu. Ein Gesellschaftsspiel? – Was sagst Du? Die Mutter packt ihre Einkaufstaschen und stürzt ihm hinterher. Hä? Also kein Computerspiel?

haben es geschafft, nur ich nicht. Was werde ich tun, wenn die Regale im Body Shop auch künftig leer bleiben? Vielleicht gibt es das Sonderangebot in der Loeb-Zooabteilung am Montag gar nicht mehr: «Beim Kauf von zehn Fischen der gleichen Art 1x gratis.» Mein Nacken fühlt sich feucht an, und vor meinen Augen verschwimmen die Lichter der Weihnachtsbeleuchtung zu einer undurchsichtigen Suppe. Bin ich nicht normal? Schon wieder kommt mir ein entspannt lachendes Ehepaar mit drei Riesenplastiktüten entgegen und verschwindet im Plattenladen. Auch sie haben mich besiegt. Federica de Cesco ist eine einfältige, blöde Schriftstellerin, dachte ich, als ich an ihrem Signiertisch



Foto: Martina Villiger

Nur noch eine Stunde bis Ladenschluss. Alle haben es geschafft, nur ich nicht. Mein Nacken fühlt sich feucht an, und vor meinen Augen verschwimmen die Lichter der Weihnachtsbeleuchtung zu einer undurchsichtigen Suppe. Bin ich nicht normal?

Italien will es wissen



Foto: Martina Villiger

Guter Rat kostet. In Italien soll selbst die Mafia unschlüssig sein, welche Wahlempfehlung sie abgeben soll. Noch grösser ist die Verunsicherung in der Linken. Dieser Tage ist durchgesickert, dass der noch amtierende Ministerpräsident Lamberto Dini den Unternehmern ein Wahlgeschenk machen will: Er will per Dekret siebzig Fälle von Verstössen gegen die Sicherheit am Arbeitsplatz in (straffreie) Administrativverfahren umwandeln. Die Empörung in den Gewerkschaften und in der linken Basis ist gross. Die PDS-Chefs hüllen sich in Schweigen. Denn Dini ist schliesslich ihr Mitstreiter im Wahlkampf. In seinem verzweifelten Buhlen um die «gehobene Mittelschicht», die noch nicht weiss, ob sie linke oder rechte Mitte wählen will, ist der PDS schon viele Kompromisse eingegangen. Die linke Basis, so sie nicht Rifondazione comunista wählen will, fühlt sich politisch zunehmend heimatlos. «Ich hätte es gern gesehen, wenn die Linke an diesen Wahlen teilgenommen hätte. Ich hätte sie gern gewählt. Aber es gibt sie nicht, und ich weiss nicht, was ich tun soll», äusserte eine Genossin aus Mailand in der Debatte über Stimmenthaltung, die jetzt in Teilen der italienischen Linken geführt wird. Gibt die Linke sich selber auf?

Seiten 9-10

Italiens Universitäten in der Dauerkrise

Verheizte AkademikerInnen

Die italienischen Universitäten produzieren in erster Linie Gescheiterte: In keinem anderen Land Europas brechen so viele StudentInnen ihr Studium ab, nirgends ist die Chance geringer, als AkademikerIn eine vernünftige Stelle zu finden. Das italienische Hochschulwesen steckt seit zwanzig Jahren in der Krise, und eine Veränderung zum Besseren ist nicht absehbar.

Von Sandro Benini

Vor vier Jahren hat Paola Galuppo in Bologna ihr Studium abgeschlossen. Seither ist die 32jährige Historikerin arbeitslos. Sie lebt von schlecht bezahlten Gelegenheitsjobs und einem monatlichen Zustupf ihrer Eltern – ein Schicksal, wie es Abertausende von italienischen Uni-AbgängerInnen ereilt. Weil Paola für einen Job im staatlichen Verwaltungsapparat oder der Privatwirtschaft die nötigen Beziehungen fehlen, setzt sie auf eine Anstellung als Mittelschullehrerin. Darauf allerdings hat sie nur Aussicht, wenn sie an einer landesweiten Prüfung, der «abilitazione», teilnimmt – und die geht mangels offener Stellen im Durchschnitt alle drei bis vier Jahre einmal über die Bühne. «Meine Chancen», sagt Paola, «sind so gut wie null. Im besten Fall finde ich einmal irgendwo eine Stelle als Aushilfe.»

Auch in Italien sind die Zeiten vorbei, da die StudentInnenbewegung die Gesellschaft verändern wollte. Was regelmässig zu Unruhen führt, sind die konkreten Nöte und Misslichkeiten des universitären Alltags. Im Herbst letzten Jahres zum Beispiel war es wieder soweit: Als einige Universitäten ihre Einschreibgebühren massiv erhöhen wollten, erhob sich eine StudentInnenbewegung, wie sie das Land seit fünf Jahren nicht gesehen hatte. Vor allem im Süden, wo in gewissen Fällen die Einschreibgebühren auf einen Schlag versechsfacht werden sollten (von damals umgerechnet rund 200 auf 1200 Franken), kam es zu monatelangen StudentInnen-



Für die Mehrheit der Studierenden sind die Universitäten in Italien das reine Chaos (Università La Sapienza, Roma)

Foto: Martina Villiger



Weihnachtsverkauf in Zürich, 1995

Foto: Martina Villiger

puschte und träumte fast rauschhaft von einem Menschen, der je nach Geschmackseinstieg auf die nachfolgenden Lebensmittel derart gluschtig ist, dass es den Multis nützlich wird. Wir nannten es Anfang der sechziger Jahre ohne Hohn, fast selbstverständlich, den Ketchup-Kapitalismus.

Schon früher im Abendland wussten wir, dass bestimmte Produkte entweder süchtig machen oder einfach immer nach mehr und mehr verlangen, etwa der Zucker, aber auch bestimmte Gewürze. Bestimmte Gewürze machen abhängig, und deshalb soll der Mensch, der sich entweder entschlackt oder spirituell gesund werden soll, salz- und erst recht gewürzlos essen.

Ich sag's Ihnen ehrlich: Ich mag das nicht. Aber noch weniger mag ich diese Tyrannei fertiger Salatsaucen. Zudem diese Beleidigung, diese minimale Auswahl entweder französisch oder italienisch zu nennen.

Wie zum Protest und ohne Minderwertigkeitsgefühl, versuche ich zu Hause eigene Salatsaucen aus und beginne mit etwas Öl und mindestens der Hälfte Essig. Schon hier hat man eine grosse Auswahl – von Erdnuss- bis zu Olivenöl. Eigentlich sind alle Öle einsetzbar. Wie und wann und bei welchem Salat, genau das muss man selbst herausfinden. Dasselbe mit dem Essig. Früher nutzten wir noch gegorenen Most, heute zieht mächtig die Zitrone ein. Es gibt auch Luxusessig. Weiter geht es mit etwas Senf und Soja, mit Salz, Pfeffer, Paprika und eventuell Cayenne. Auch ich bin kein Perfektionist und benutze oft entweder Fondor oder Aromat. Das Ganze muss in der Schüssel leicht geschlagen werden. Zum Schluss kommen Zwiebeln und Knoblauch, saisonal vorhandene Gewürze wie Petersilie, Liebstöckel, Basilikum, Bohnenkraut oder Kerbel dazu. Hier kann man auf Entdeckung gehen.

Die «Ausländerfrage» spaltet Italien

Und wieder die Tomaten in der Badewanne



Foto: Martina Villiger

Immigranten in Rom: Das gegen sie erlassene Dekret passt nach Meinung des langjährigen CGIL-Chefs Bruno Trentin zu einem Polizeistaat

natelang untätig geblieben war, kam es dann plötzlich zu täglichen Massenverhaftungen durch die Polizei, und das Quartier wurde praktisch «militarisiert».

Wie man es bei der populistischen Lega mittlerweile gewohnt ist, hat deren Chef Bossi es zugelassen, dass einige seiner lokalen Vertreter in besonders entlarvender Weise daherredeten und Erklärungen von sich gaben, die darum bemüht waren, den Ängsten Gestalt zu geben und den Leuten nach dem Mund zu reden, die es gewohnt sind, die Probleme mittels Verdrängung zu lösen – in diesem Fall also mit der Entfernung der Immigranten, die unter dem Sammelbegriff «clandestini» (Illegale) subsumiert werden. Danach hat dann der Lega-Chef die Äusserungen von Lega-Senator Erminio Boso als «ein klein wenig folkloristisch» zu relativieren versucht, der vorgeschlagen hatte, man solle diese Illegalen per Fussabdruck registrieren oder sie bis zur Abschie-

bung in «Lagern» konzentrieren, und empfahl, die Abschiebung mit Militärflugzeugen vorzunehmen, «vielleicht unter Verwendung von Fallschirmen, um Zeit zu sparen ...».

Und während die «Folklore» zum Konsens wurde, bahnte sich nach und nach jenes «Tauschgeschäft» an: die Realisierung eines Dekretes, das ohne reguläres Gerichtsverfahren die Abschiebung von Ausländern ermöglicht, die «in flagranti» bei einem – und sei es noch so geringfügigen – Verstoß gegen italienische Gesetze erwischt werden. (siehe das Interview mit Luigi Manconi). Ausserdem sieht das Dekret die Abschiebung von nicht näher definierten «sozial gefährlichen» Personen als «Präventivmassnahme» vor.

Wie früher die Südtaliener

Die sprachlichen Auswüchse haben immerhin deutlich gemacht, wie sehr, selbst in einem Land

mit langer Migrationstradition, eine Kultur der Integration fehlt, wenn es sich um Menschen handelt, die aus anderen kulturellen und sozialen Zusammenhängen stammen und zudem noch wirtschaftlich unterprivilegiert sind. Es war in den letzten Wochen und Monaten, als würde man einer Neuaufgabe der sozialen Konflikte der sechziger Jahre beiwohnen, als Hunderttausende von arbeitssuchenden Südtalienern mit ihren Familien in die Städte des Nordens zogen. Auch sie wurden als «andersartig» betrachtet, als nicht integrierbar, weil sie bekanntlich «in der Badewanne Tomaten anpflanzten, statt sich darin zu waschen» und weil sie «ihre Kinder verprügelten». Diskriminatorische Gemeinplätze, die in der Arbeiterstadt Turin Hochkonjunktur hatten und erst mit der Zeit, dank einiger wichtiger gewerkschaftlicher Kämpfe, vor allem aber dadurch, dass Arbeit für alle da war, all-



An einem Tag im Herbst können in Rom auch Haustiere zur Segnung gebracht werden

Foto: Martina Villiger

6. Jedes Essen ist die Zusammenfassung einer grösseren Welt, das kann der Kontinent oder die Nation oder eine Berggegend sein. Früher waren diese Welten enger und eingeschränkter, und dennoch – wie in Bolivien – überschritten sie Stockwerke und Klimagrenzen. Die Erweiterung und ein Einbezug von Lebensmitteln weltweit sollte nicht einfach als Kolonialismus oder ökologisch als Energieverschwendung gedeutet werden. Unserem Essen und vor allem den Rezepten fehlen Geschichten und Dimensionen.

7. Diese Geschichten sind äusserst interessant. Sie sind wichtig zur Erstellung einer neuen Tradition und stehen im Dienst der Auslese. Es braucht nicht immer nur Chemie. Wer durch ein gutes Esserlebnis gegangen ist, wird auch die Kombination, die serviert wurde, mitnehmen.

8. Bei solcher Wiederholung machen wir auch Selektion. Wir spüren, ob zu Recht oder nicht, dass das Menü nicht mehr so schmeckt wie einst, und wir werden es nicht wiederholen. Das alles ist nicht bloss Einbildung. Die BolivianerInnen jammern nicht nur. Sie spüren beim Essen, dass das ihnen Verkaufte nicht mehr Gehalt und Geschmack von einst hat. Die Kartoffeln sind wässriger geworden.

9. Essen ist so etwas wie eine dauernde Grenzüberschreitung. Wer nur beim alten bleibt, verhungert stirbt. Verlassen wir einmal das Philosophische der Grenzüberschreitung und nennen es Migration. Wenn diese verhindert wird, dann stossen wir auf einen wichtigen Grund des Hungers. Vor den Spaniern raubten schon die Inkas den bolivianischen Bauern die Bewegungsfreiheit. So wurde schon damals der Austausch zerschnitten. Ohne Austausch wird das Essen schwach und fade.